Die Perle der Antillen.

Dem Seefahrer, der sich der cubanischen Küste nähert, erscheinen als Zeichen des Landes zuerst die kegelförmigen Gipfel der vulkanischen Randgebirge, und je näher er kommt, desto gewaltiger steigt das Massive der Monte-Serroberge aus dem Meere empor. Längs des Gebirges geht die Fahrt, bis sich dieses herabsenkt, und auf einer der letzten Höhen erblickt das forschende Auge einen gewaltigen Bau, ähnlich einer riesigen, mittelalterlichen Burg, dem das Schiff zustrebt. Diese Festung ist das berühmte Morro Castle, erbaut von Philip dem Zweiten. Heute stehen Kruppsche Riesengeschütze auf den breiten Mauern, um den Feinden den Eintritt in den Hafen zu wehren, der unterhalb des Burgfelsens kreisförmig in das hügelige Land einschneidet. An der breiten Rundung gegenüber dem Morro Castle ist die Stadt Havana aufgebaut, die bei der Einfahrt mit ihren einstöckigen, gelben, grünen und rothen, grellgestrichenen Häusern einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Umschlossen wird dieses Städtebild von

Kathedrale in Havana.

einem Kranze bewaldeter Anhöhen, von denen schöne Villen, von Palmen umragt, herabsehen. Der weite, tiefe Hafen gewährt einer großen Flotte Raum und Schutz, und die Kauffahrer aller Flaggen geben sich hier ein Stelldichein, denn Havana ist ein sehr bedeutender Ausfuhrplatz der Produkte der Insel: Rohrzucker, Tabak, Rum, Kakao, Farbholz und Wachs. Im Hafenviertel sind die meisten Häuser einstöckig und machen den Eindruck der Vernachlässigung. Ueberall findet sich die spanische Bauart, die auf die Straßenfront wenig Werth legt und die Architektur mehr in den Hof verlegt, auf den die Gemächer münden, und der mit seinen Marmorfliesen, Springbrunnen, Bäumen und Blumen, von einem Sonnensegel überspannt, den Hauptaufenthalt der Familie bildet.

Im Innern der Stadt werden die Bauten auch nach außen reicher und vornehmer, in der Nähe der Kathedrale, die die Gebeine von Columbus birgt, und der Capitania General an der Plaza de Armas, dem Hauptquartier der commandirenden spanischen Generäle, wie Martinez Campos, General Weyler und jetzt Marschall Blanco. Die schönen Villenviertel Havanas liegen in der Nähe der See, auf den Höhen von Cerro. Hier finden sich herrliche Bauten inmitten paradiesischer Gärten, mit einem weiten Rundblick auf die Stadt und das offene Meer.

General-Capitanat in Havana.

Ein reges Leben entfaltet sich Abends auf dem Prado. Bei den Klängen der spanischen Militärkapellen gehen hier die schönen Senoritas spazieren, mit kurzen, rokokoähnlichen Röckchen, die schwarze Mantilla im Haar und die Granatblüthe über dem Ohr tragend. Der breite helle Schein des Vollmonds dringt durch die dichten Kronen der Lorbeerbäume, und aus den Gärten trägt der Seewind den Duft der schlafenden Blüthen herüber, — für den Nordländer sind diese Nächte unvergeßlich! Am Tage herrscht die Sonne unerbittlich, und nur wer ein Fieber riskirt, darf es wagen, sich von Vormittags zehn Uhr bis zum Spätnachmittag ihren Strahlen auszusetzen.

Schon die frühesten Morgenstunden finden deshalb einen regen Verkehr auf den Straßen. Vom Lande kommen die Milchverkäufer zu Pferde und zu Esel im Galopp hereingeritten, die Milch in ihren Behältern unbarmherzig schüttelnd; Büffelkarren voll Zuckerrohr rollen heran, Maulthiere werden hereingetrieben, hochbepackt mit Bastkörben voll Apfelsinen, Citronen, Yamswurzeln, Pfefferschoten, Artischocken, Bananen. Sie ziehen alle zum Taconmarkt, einem weiten, hohen Gebäude, auf dessen Hof die Händler schreiend, feilschend und gestikulirend auf die zahlreichen Händler einreden.

Wie in Neapel nehmen die Fische, Krebse, Krabben, Austern und Tintenfische einen großen Theil des Marktes in Anspruch, und haben die Frauen ein Gericht Schuppenträger nach langem Handeln erstanden, so holen sie sich das zum Braten nöthige Olivenöl, das gleich dem Wein in großen, strohumwickelten Flaschen feilgeboten wird. Die Thierwelt schreit auch tüchtig zwischen Käufer und Verkäufer hinein, Hühner und Hähne — besonders die wilden Kampfhähne —, flinke schwarze Schweine, die fortwährend zu entkommen suchen, Hunderte von Papageien und Affen, die in ihren Käfigen zornig herumtollen. Ananas gibt es in großer Fülle, Garbanzos und Zwiebeln, Mangos, Tomaten und Feigen, Aepfel, Kokosnüsse, Oliven, Zuckerrohr und Wassermelonen werden von den Negern mit gellender Stimme angeboten — ein wirres Durcheinander und Handeln um die schönsten Früchte dieser Erde.

Trotzdem sich Cuba bereits seit Jahrhunderten im spanischen Besitz befindet, ist doch kaum die Hälfte der Insel der Cultur erschlossen. Riesige Wälder und Gebirge bedecken noch den

Rast bei der Tabakernte.

größeren, unaufgeschlossenen Theil des Landes. Hier finden die Insurgenten in den Klüften der Berge und den vielen gewaltigen Höhlen, die eine Eigenthümlichkeit des Landes bilden, ihre Zuflucht, und die Kriegskunst der Spanier erlahmt an diesen Schwierigkeiten der Natur. Die Wälder bergen die edelsten und kostbarsten Hölzer, Mahagoni, Ebenholz und Eisenholz, und gewaltige Metallschätze sollen nach den Untersuchungen amerikanischer Mineningenieure noch in den Bergen ruhen. Amerikanisches Geld arbeitet bereits seit langer Zeit in den meisten Unternehmungen auf Cuba, in den Plantagen und den Bergwerken, und die Inhaber dieser Kapitalien, durch den jetzt jahrelangen Kampf Spaniens gegen die Aufständischen empfindlich geschädigt und gestört, haben in erster Linie das Eingreifen der Vereinigten Staaten herbeigeführt, die sich längst nach dem Besitz dieser Insel, als der wichtigsten Flottenstation zwischen Nord- und Südamerika und dem Schlüssel zum mexikanischen Meerbu-

Zuckerfabrik.

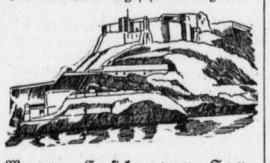
sen, sehnen. Diesem begreiflichen Wunsch der amerikanischen Großmacht gegenüber fehlt es nicht an warnenden Stimmen in der Union selbst, die die Erwerbung von Cuba mit seiner überwiegend schwarzen Bevölkerung, deren die Union schon jetzt mehr als zu viel in ihren Südstaaten besitzt, mit Sorge betrachten. Diese Schwarzen wurden nach Cuba vor einem Jahrhundert aus Afrika als Sklaven eingeführt, nach Aussterben der einheimischen Indianer, die heute nur noch fortleben in ihrer Mischung mit den spanischen Eroberern, in der vornehmen Rasse der Kreolen, deren Frauenschönheit sprichwörtlich ist, und in deren Händen ein großer Theil der Plantagen sich befindet. Auch unter den Kreolen und den eingeborenen vornehmen Cubanern herrscht ein heftiger, angeerbter Haß gegen Spanien, dessen Mißwirthschaft und Ausbeutungssystem bei Verwaltung der Insel unverkennbar ist.

Vor Beginn des Aufstandes, Herbst 1896, zählte man sechzehnhundert Rohrzucker-Plantagen auf Cuba, deren Produktion hauptsächlich in den Vereinigten Staaten consumirt wurde. Das Fallen der Zuckerpreise in den letzten Jahren wirkte auf die Plantagenbesitzer ebenso empfindlich wie auf die deutschen Rübenzucker-Fabrikanten, da die erzielten Preise in beiden Ländern kaum noch den gesteigerten Bodenpreisen entsprachen. An sich ist der Rohrzucker ein viel feineres Naturprodukt als der Rübenzucker; deshalb beziehen die Fabrikanten des Chartreuse, des Benediktines, des schwedischen Punsches heute noch Rohrzucker statt Rübenzucker. An Bedeutung zurückgegangen ist schon seit längerer Zeit der Kaffeebau der Insel, während die altberühmten Tabakskulturen 1896 noch zehntausend an Zahl waren. Die Besitzer klagten damals, daß sich fast überall der Boden tabaksmüde zeige, so auch in den berühmten Lagen des landschaftlich herrlichen Valley Yumuri bei Matanzas, und erklärten seufzend, daß

Santiago de Cuba.

es solche Cigarren nicht mehr gebe wie vor zwanzig Jahren. Die beste Qualität kommt gar nicht in den Handel und geht in zugeschmolzenen Glasröhren an den Hof von Madrid, der sie an die Höfe Europas und die Plutokratie vertheilt.

Der bedeutendste Zuckerrohr-Exportplatz Cubas ist Matanzas, unweit von Havana in westlicher Richtung an einem geräumigen Hafen sehr günstig gelegen. In der Nähe dieser Stadt befinden sich die größten Zucker- und Tabaksplantagen. In höchst pittoresker Lage baut sich an der Südwestküste der Insel die alte Stadt Santiago de Cuba auf, 1514 von Velasquez als älteste Stadt der westlichen Hemisphäre gegründet. Von hier zog Cortez aus, um Mexiko zu erobern. Der südwestliche Rand Cubas, an dem die Stadt liegt, wird gebildet von einem gewaltigen, steilen, vulkanischen Gebirge, dessen höchster Punkt, der Pico de Tauquino, bis 8000 Fuß direkt aus der Karaibischen See aufsteigt. Als sei es gestern erst erschaffen, so frisch und unberührt liegt dies erhebende Gebirgspanorama am Schooß der herrlich schimmernden, tiefblauen See, und tagelang schleicht der Dampfer an dem Fuß der Riesen entlang. Er nimmt seinen Lauf auf eine schmale Schlucht, die wie ein Alpenklamm im Gebirge klafft, so schmal, daß der Dampfer mit Mühe langsam zwischen den hohen Felswänden entlang gleitet, — da öffnet sich hinter den Bergen eine breite, gewaltige Bai, und an einem zweiten Gebirge amphitheatralisch emporgebaut erblickt man die alte Stadt Santiago, in deren Nähe die größten Metallschätze noch unerhoben ruhen sollen. Von der Welt abgeschieden liegt die



Morro Castle von Santiago.

Stadt in schönster Lage, geschmückt mit einer Fülle tropischer Vegetation, und nie wird sie vergessen, wer das Kreuz des Südens hier zum ersten Mal über dem Gebirge emporsteigen sah und im Mondschein einsam über die phosphorescirende Bai ruderte.

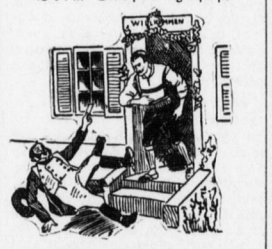
Im Hafen von Santiago liegt zerfallend ein Schiff der „großen Armada", von Philipp dem Zweiten gegen Elisabeth von England geschickt, der „Jao Paulo", vom Sturm hierhergetrieben. Sollte es ein Wahrzeichen sein der zerfallenden Macht Spaniens auf der Perle der Antillen?

Ein Münch'ner Kindl.

Bekannter: „Na, was macht denn Dein Kleiner? Kann er schon Papa und Mama sagen?"

Vater: „Das nicht — aber Bier!"

Beim Stiftungsfest.



„So, jetzt schmeiß'n S' nur mei' Alte und meine zwei Töchter auch noch 'raus. Wir hab'n a' Familienkart'n!"

Schwierige Sache.

„Wird es Ihnen nicht auch langweilig, Frau Goldbaum, den Italiener singen zu hören, wo man nichts davon versteht?"

„Wir nehmen unser'n Commis mit in die Loge mit dem Lexikon — der muß es uns übersetzen!"

— Neues Wort. — „Was ist Dein Bräutigam?" — „Maschinenschlosser bei der Eisenbahn." — „Also gewissermaßen Dampfroßarzt."

— Bedenklicher Trost. A.: „Wissen Sie, was das Schandmaul, der Schulze, von mir gesagt hat? Ich wäre ein riesiger Narr." — B.: „Na, Sie wissen ja — der Schulze übertreibt gern ein bischen."

— Falsch verstanden. Richter: „Aber, Mädel, hast Du denn kein Gewissen?" — Angeklagte: „Freilich, Herr Richter, Seppel heißt er!"

— Von der Schmiere. Regisseur (zum Director): „Ach, bester Herr Director, wir müssen die Vorstellung abfagen, die Anstandsdame ist total betrunken!"

— Ein Trost. Altes Fräulein: „Sehen Sie, ich würde niemals einem Manne meine Liebe schenken, der spielt." — Herr (für sich): „Gott sei Dank, ich bin ein leidenschaftlicher Skatspieler!"

— Was noch fehlt. Onkel: „Na, wie gefällt es Dir bei uns?" — Student: „Euer Städtchen ist gar nicht übel, Onkel! Prächtige Kneipen, hübsche Anlagen mit vielen Bänken, es fehlt nur noch das Leihamt."

Eine alte Kaiserburg.

Wandert man von Hanau aus aufwärts im bergumrahmten Kinzigthale, vorbei an den Schlössern von Meerholz und Langenselbold, so winkt nach fünf Stunden Wanderung auf der alten „Via regia", die von Frankfurt a. M. nach Fulda führt, uns vom Bergabhang ein einsames Städtchen entgegen — das ist die Krone des Kinzigthales, Barbarossas Lieblings-Aufenthalt, die alte Kaiserstadt Gelnhausen. Durch das düstere Thor, über

Am Osthor.

dem das Wappen der Stadt, der Adler, in Stein gehauen prangt, treten wir ein in die engen, winkeligen Gassen. Da stehen die alten Fachwerkhäuser mit den hohen, spitzen Giebeln und den sonderbaren Erkern; das obere Stockwerk immer das untere überragend und oft gar gefährlich nach vorn sich überneigend. Alterthümliche Schilder und Handwerkszeichen hängen an kunstvollen Eisenhaltern und klappern vergnüglich bei jedem Windhauch; an den Thüren sind hübsch verzierte Sitze angebracht, alte Steinbilder hier und da in die Wände eingemauert — man fühlt sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt.

Nennt man aber Gelnhausen die Krone des Kinzigthales, so ist der leuchtendste Edelstein in dieser Krone wieder die Kaiserpfalz. Auf einer Insel der Kinzig in der unteren Stadt ragen aus dem dunkeln Grün die Trümmer des Palastes hervor. Sein Erbauer war kein anderer als Friedrich

Hexenthurm.

der Erste. Am 25. Juli 1170 stellte er seine erste Urkunde hier aus, durch die er den Ort zu einer freien Reichsstadt erhob, und von diesem Tag bis zum 1. Mai 1171 weilte Barbarossa ununterbrochen in seinem nunmehr vollendeten Palast. Nachdem er dann im Frühjahr 1180 wieder einige Wochen hier war, bewohnte Friedrich von Mitte Februar bis Mitte Juli 1188 zum drittenmal seine Burg. Von dem Prachtbau, dem eigentlichen Festhaus, ist nur die untere Fensterreihe erhalten. Der erhaltene Bau zeigt in der Mitte ein mächtiges Kleeblattfenster, von Rundbogen eingeschlossen, und rechts und links je eine Reihe von drei und vier gekuppelten Fenstern, die mit den doppelten Säulen und den köstlichen dreiundzwanzig Kapitälen einen prächtigen Eindruck machen.

Die malerische Wirkung des ganz aus rothem Sandstein aufgeführten Baues, dicht mit immergrünem Epheu bewachsen, ist unvergleichlich großartig.

An das Festhaus stößt rechtwinkelig

Holzthor.

die mächtige gewölbte Eingangshalle, ein sechsfaches Kreuzgewölbe, in der Mitte von zwei starken Säulen mit einfachen Würfelkapitälen getragen. Ueber der Halle befindet sich die Burgkapelle. Der ganze Palast ist rings von einer hohen, aus Rustikquadern aufgeführten Mauer umgeben — in dem Kaiserhofe stehen mächtige Buchen und Linden, aus dem Rittersaal sehen dunkle Tannen, und Harzduft weht herüber. An den stolzen Säulen klettert wilder Wein hinauf; die hintere Mauer verdecken Blüthensträuche, in denen ein Jubelchor von Sängern mit süß lockender Gewalt seine Lieder erschallen läßt; aus verdämmernder Ferne blicken die blauen Berge herüber; in den Zweigen rauscht es und flüstert es von alten, vergessenen Zeiten; die grauen Steinbilder fangen an zu reden — ein Ort, so recht geschaffen zum Träumen.

— Reflexion. Junge Frau (die selbst kocht): „Nein, dieser Mann! Mich möchte er aufessen, und den Braten rührt er nicht an!"

— Abgeblitzt. Herr (der einer Schauspielerin ein Bouquet zugesandt hat): „Wie, die Dame schickt mir das Bouquet zurück?" — Dienstmann: „O nein — sie hat's mir geschenkt!"

— Traurig. Frau A.: „Wie, diesen unmodernen Hut willst Du aufsetzen?" — Frau B.: „Es bleibt mir nichts übrig; ich habe keinen andern!" — Frau A.: „Traurig — und dabei will Dein Mann ein moderner Dichter sein!?"

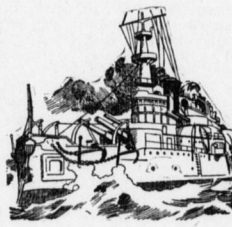
Ein schwimmendes Fort.

Die „Oregon" ist eine der furchtbarsten Kriegsmaschinen in unserer Marine. Sie ist ein Schlachtschiff erster Klasse von 10,288 Tonnen Deplacement, 9000 Pferdekräften, kann 15 Knoten per Stunde fahren und ist mit vier 13zölligen, acht 8zölligen Geschützen, 20 Sechs-Pfündern, sechs Ein-Pfündern und einer großen Anzahl von Schnellfeuer-Geschützen armirt. Nur die „Indiana" und die „Iowa" vom Sampson'schen und die „Massachusetts" vom Fliegenden Geschwader sind ähnliche schwimmende Forts.

Capt. Clark.

Die „Oregon" ging noch vor Beginn des Krieges von San Francisco ab und zu jener Zeit wurde es noch nicht offen eingestanden, daß Key West, resp. der Golf von Mexico, ihr Bestimmungsort sei. Im Ganzen hat sie über 13,000 Meilen zurückgelegt und dabei eine geradezu erstaunliche Leistungsfähigkeit entwickelt, denn sie ist nach der langen Fahrt nicht einmal sehr reparaturbedürftig, wodurch ihren Erbauern an der pacifischen Küste — die „Oregon" stammt aus den „Union Iron Works" in San Francisco — ein glänzendes Zeugniß ausgestellt wäre. Sie machte im peruanischen Hafen Callao Halt, wo sie ihre telegraphischen Ordres empfing, umschiffte sodann das Cap Horn und fuhr schließlich an der südamerikanischen Küste entlang, wo man von ihr zuletzt von Bahia Nachrichten empfing.

Nachdem sie Barbados verlassen hatte, hielt sie sich östlich von den Großen und Kleinen Antillen, bis sie zu einem Punkte gegenüber den Bahama-Inseln kam, wo sie scharf westlich beidrehte und gegen die Küste von Florida zusteuerte.



Die „Oregon".

Während der letzten Hälfte der Fahrt war das große Schlachtschiff, das von dem Kanonenboot „Marietta" und, seit es von dem Hafen von Rio abgefahren war, auch von dem ehemals brasilianischen Dynamit-Kreuzer „Nictheroy", umgetauft in „Buffalo", begleitet war, sozusagen das Schmerzenskind des Marine-Departements. Zuerst gingen allerhand Gerüchte, daß der spanische Torpedobootjäger „Temerario" sich in verdächtiger Weise in argentinischen Gewässern zu schaffen machte, es auf die „Oregon" abgesehen habe, und dann gab wieder das plötzliche Auftauchen des spanischen Geschwaders in Westindien zu starken Befürchtungen Anlaß. Zwar antwortete Capitän Clark von der „Oregon", als ihm officiell eine bezügliche Warnung zu Theil wurde, er sei darauf gefaßt, es mit all' den spanischen Kreuzern aufzunehmen und fürchte sich nicht im Mindesten, aber den verantwortlichen Herren vom Departement fiel doch ein gewaltiger Stein vom Herzen, als die frohe Botschaft anlangte, daß die „Oregon" allen Gefahren entronnen sei.

Von der Schmiere.

„Herr Direktor! Sie haben mir in „Maria Stuart" die Hanna Kennedy gegeben!? Ich habe überall die Maria gespielt!"

„Die Maria spielt meine Frau!"

„Nun, dann geben Sie mir wenigstens die Elisabeth!"

„Spielt och meine liebe Frau!"

„Das ist ja aber ganz unmöglich! Was wird denn da aus der Partscene, in der Beide zusammenkommen?"

„Da bleibt ä'm ene weg; des 's doch sehr eenfach!"

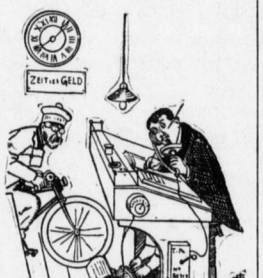
— Im Zweifel. Dichterling: „. . . . ich dichte nur zu meinem Vergnügen!" — „Ja, ja, nur zu Ihrem?!"

— Auch ein Maßstab. Erster Backfisch: „Du, für unseren Literaturlehrer schwärme ich!" Zweiter Backfisch: „Ach geh doch . . . seit er sich die Haare hat schneiden lassen!"

Liebenswürdiges Anerbieten.

Alter Einbrecher (in einem Herrn, der Nachts auf der Straße steht und in die Hände klatscht, den Staatsanwalt erkennend): „Na, Herr Staatsanwalt scheinen keinen Hausschlüssel bei sich zu haben? . . . Kann ich vielleicht mit einem Dietrich unter die Arme greifen?"

Ein Bureau-Beamter im 20. Jahrhundert.



Der talentvolle Peperl.

„Nun, Frau Nachbarin, Ihr Peperl geht ja jetzt in die Lehre! Wie macht er sich denn?"

„O, ganz gut! Denken Sie sich nur, gestern hat er schon einen Brief nach Madrid in Spanien auf die Post tragen dürfen!"

„Was Sie nicht sagen, schon so weit!"

Beneidenswerth.

„Ach, die Muse hat es gut! . . . Was die zusammenküssen darf!"

Ein prosaischer Vater.

Tochter: „Schau, Papa, den herrlichen Rundblick, hier kann man sich einmal so ordentlich satt sehen!"

Rentier Dickerl: „Was nützt mir das bei dem Durst!"

— Merkwürdige Reife. Besuch: „. . . Und wo ist jetzt Ihr Herr Sohn?" Parvenü: „Wo werd er sein?! E' Orientreis' macht er um die Welt!"

— Die Freundinnen. Anna: „Ich gehe heute Nachmittag zu Klara. Hast Du ihr etwas zu bestellen?" — Alma: „Wie kannst Du nur dieses widerwärtige Frauenzimmer besuchen?" — Anna: „Ich muß leider; soll ich etwas für Dich ausrichten?" — Alma: „Ja, grüße sie herzlich, ich sende ihr tausend Küsse."

Im Hagestolzen-Heim.

Eine logische Folge der Frauen-Emancipation scheint es zu sein, wenn wir immer und immer wieder von Erfindungen lesen, welche dem Junggesellen- und Hagestolzenthume Bequemlichkeit und vor Allem Unabhängigkeit von Dritten oder Haushälterin verschaffen. Und nur dem Umstande, daß nicht alle der zum großen Theile außerordentlich geistreichen Erfindungen auf diesem Gebiete zur Ausführung gelangen, dürfte es zu verdanken sein, wenn die brennende Frage der hauswirthschaftlichen Stellung des Junggesellen ihre Lösung nicht vor der der Frauenfrage finden sollte. Scheinbar ist es Kühnheit, dies zu behaupten, und doch läßt es sich leicht an Hand von Thatsachen beweisen, daß die Annahme keineswegs eine irrige ist.

Ohne die Phantasie allzu sehr spielen zu lassen, wollen wir daher versuchen, durch Zusammenstellung patentirter und sonst bekannter Vorrichtungen und Geräthe einen Junggesellenhausstand zu schaffen, welcher das freundliche Schalten und Walten einer guten Wirthin bezw. Haushälterin in vollkommenster Weise ersetzt.

Zeitgemäß ist selbstverständlich dieser automatische Haushalt ohne Elektricität undenkbar. Wie einfach und wie sicher functionirend derselbe ist, wird aus Nachfolgendem klar werden.

Unser „ausgestatteter" Junggeselle betritt, vom gemüthlichen Stat kommend, sein trauliches Heim. Er öffnet die Thür und findet beim Eintritt die elektrische Lampe brennend, indem dieselbe durch einen beim Oeffnen bethätigten Contact eingeschaltet wird. Nach dem Ablegen bleibt ihm noch eine kleine Arbeit. Er muß nämlich seine Apparate anstellen. Dies geht ohne weitschweifige Auseinandersetzungen für beide Theile mit einigen einfachen Handgriffen ab. Er stellt seinen Wecker auf die gewünschte Zeit und seine Stubenuhr, welche alltäglich die Bereitung des Frühtrunkes besorgt, auf einige Minuten früher. Dann gibt er Thee oder Kaffee oder was sonst nach seinem Geschmacke ist, in den zu diesem Zwecke vorgesehenen Behälter des vorher mit Wasser gefüllten elektrischen Kochgefäßes und schließt dieses. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. So legt er sich denn in sein Bett. Daß er vergaß, die Lampe auszuschalten, schadet nichts, denn dies geschieht durch einen infolge des Körperdruckes auf die Matratze geöffneten Contact. Gönnen wir daher unserem Helden die verdiente Ruhe und betrachten wir unterdeß die Hausgeräthe.

Da ist zunächst der Wecker. Dieser kann mit einem Wetteranzeiger derart verbunden werden, daß er nur bei Aussicht auf schönes Wetter weckt, wenn er auf eine frühe Stunde gestellt wird. Die elektrische Kochmaschine und der elektrische Zimmerofen werden durch die Stubenuhr und durch das Zimmerthermometer bethätigt. Zu diesem Zwecke ist die Uhr mit einer Vorrichtung versehen, welche den elektrischen Strom einer Batterie bei bestimmter Stellung beider Zeiger zu einander schließt. Dieser Strom bethätigt einen Elektromagneten, welcher den Schalter der Kochmaschine bethätigt.

In noch einfacherer und vollkommen selbstthätiger Weise besorgt das Thermometer das Heizen. Es ist dies eines derjenigen Art, welche mit einer Vorrichtung versehen sind, die einen elektrischen Strom beim Erreichen eines bestimmten Temperaturgrades schließen. Man benutzt derartige Instrumente vielfach als selbstthätige Feuermelder. Der so geschlossene Strom öffnet einen elektromagnetisch bethätigten Schalter und stellt so nach Erreichen der gewünschten normalen Zimmertemperatur den elektrischen Heizapparat ab. Somit ist dieser stets wirksam, sobald die Zimmertemperatur nicht normal ist.

Aber nun wird es allmälig Zeit zum Aufstehen für unseren modern Eingerichteten" und siehe da, das Wasser kocht schon; die Uhr hat ihre Schuldigkeit gethan. Nun setzt der Wecker ein und rüttelt den Schläfer aus Morpheus Armen. Langsam erhebt er sich. Na, ehe der fertig wird, kocht sich das Wasser todt! wird manche unserer schönen Leserinnen nun denken. Aber weit gefehlt; denn das müßte eine nette Einrichtung sein. Wie lange das Wasser bis zum Kochen braucht, das hat unseren Helden die Erfahrung bereits gelehrt und er hat für immer seinen „Zeitausschalter" auf „10 Minuten" gestellt. Dieser unterbricht denn auch den den elektromagnetischen Schalter bethätigenden Stromkreis präcis und schaltet so den Kocher aus. Aber noch mehr. Der Kocher selbst ist einer der bekannten Kipptocher; der Zeitschalter löst die selbstthätige Kippvorrichtung gleichzeitig aus, so daß nunmehr das heiße Wasser auf den Thee oder Kaffee etc. einwirkt.

Sobald das Bett verlassen wird, brennt die Lampe wieder. Ist Beleuchtung nicht nöthig, so kann sie mit der Hand ausgeschaltet werden.

Es bleibt daher nur übrig, den Morgentrunk zu genießen und Uhr und Wecker wieder abzustellen. Nach dem Reinigen der gebrauchten Gefäße ist dann die Wirthschaft wieder in Ordnung.

So sieht also eine moderne Muster-Junggesellenwirthschaft aus, und dem schrankenlosen Erfindergeiste, sowie der rasch fortschreitenden Technik bleibt es vorbehalten, immer neue Mittel zu schaffen, um das Heim des Junggesellen mit allen Bequemlichkeiten auszustatten.

— Eine gute Partie. „Mein Fräulein, ich liebe Sie aufrichtig, weshalb weisen Sie mich ab?" Fräulein Reich: „Aber lieber Freund, ich habe nicht nöthig aus Liebe zu heirathen."